

Den Gaudenz Freudenberger beschäftigt die Rechnung

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **89 (1963)**

Heft 13

PDF erstellt am: **04.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

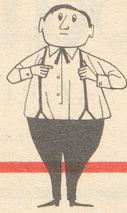
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

1 Hinter und 6 Sessel



Schon wegen ihrer Beharrlichkeit und Standhaftigkeit sind sie mir hoch sympathisch, die Studenten der Universität Bern, die immer noch zur Aktion «Niemals vergessen» stehen. Wann war das doch, der Freiheitskampf der Ungarn? Und gibt es keine einträglicheren Geschäfte, als dem nachzutruern und gegen die Sowjettyrannei anzukämpfen?

O diese Fremdwörter!

Als Professor Karl Jaspers kürzlich seinen 80. Geburtstag feierte, erinnerten die Berner Studenten an ein Wort, das dieser Denker 1931 ausgesprochen hat. Also vor Anbruch des Tausendjährigen Reiches und der Vergewaltigung aller anders oder nichts Denkenden. Jaspers mahnte damals:

Man schließt sich von der Teilnahme am Gang der Dinge aus. Zwar nimmt man in den Zufällen des eigenen Daseins seine Vorteile wahr. Aber das Ganze sieht man als Sache anderer, die das zu ihrem Beruf machen. Man stößt wohl überall an die Auswirkung der Gewalt in dem Sosein der gegenwärtigen Ordnung. Man findet etwas ungerecht oder sinnlos. Aber man leidet es wie ein Fremdes, das nicht Sache der eigenen Verantwortung ist. Man ist so konsequent, nicht anzuklagen. Gleichgültig gegen die Ereignisse läßt man das eigene Herz in ihnen nicht mitschwingen. Daß man nicht orientiert ist, weder über die Möglichkeiten überhaupt noch über die gegenwärtige Lage, ist man redlich einzugestehen, und enthält sich wie des Urteils so der Tat.

Die Berner Studenten fügen dieser auch heute noch gültigen Mahnung hinzu: «Die Zukunft aller wird davon abhängen, ob diese *Apolitie* auch weiterhin bestehen bleibt.»

O diese Fremdwörter! Und doch droht die Gefahr der *Apolitie* jedem Staat und Volk, nicht zuletzt unserer Jugend von heute, die morgen unser politisches Schicksal zu bestimmen hat. *Apolitie* ist das Abseitsstehen von der Politik. Politische Abstinenz. Keine Anteilnahme am politischen Geschehen. Der Politik den Rücken kehren. Sie ist mir schnuppe, gleichgültig. Sie kann mir blasen. Ich überlasse die Politik «den andern». Ich bin apolitisch. Aus Hochmut oder Gleichgültigkeit, aus Verachtung oder aus Verdruß, weil «sie» (die Politiker) mir den Verleider angehängt haben.

«Die Zukunft aller wird davon abhängen, ob diese *Apolitie* auch weiterhin bestehen bleibt». Die Berner Studenten erklären das mit viel Recht. Warum stellen und beantworten sie nicht gleich auch die Frage: Woher kommt es, daß die junge Generation nichts mehr von der Politik wissen will?

Da stimmt etwas nicht.

Ein Beispiel aus dem schweizerischen Alltag. Ich fragte vorgestern vierzehn frohgemute Jünglinge: Warum habt ihr euer Jugendparlament im Stich gelassen, es auffliegen lassen? Warum wendet ihr euch von der Politik ab?

Die Antwort: Nur so tun als ob, davon haben wir nun genug. Wir sind älter und hoffentlich auch etwas gescheiter geworden. Wir möchten nicht nur dergleichen tun. Man sollte uns ins politische Leben einspannen. Wie junge Pferde. Das heißt, wir möchten an der Verantwortung teilhaben, möchten in den Parteien, Parlamenten, Regierungen mitarbeiten. Nicht nur am Rande und bei Wahlen. Mitverantwortliche Gestalter unseres politischen Lebens möchten wir sein, den Kurs der Politik mitbestimmen. Aber man läßt uns ja nicht zu! Man versperrt uns den Platz. Für uns ist kein Sitz frei. Sollen wir Ihnen ein Bei-

spiel aus unserem Kanton nennen? Der sechzigjährige Herr Sowieso ist 1. Kantonsrat, 2. Gemeinderat, 3. kantonalen Kirchenrat, 4. Kirchenvorsteher in seiner Gemeinde, 5. Präsident der Kantonalpartei, und 6. Staatsbeamter. Ein Hinter und sechs Sessel! Wo soll da einer von uns Jungen noch abhocken können? Und damit auch für die Zukunft gesorgt ist: Seit Jahresbeginn beschäftigt sich der Sechs-Sessel-Mann, der jammert, er habe für seine vielen Beamtionen und politischen Chargen kaum Zeit, intensiv mit der Frage, wie er im Herbst einen Nationalratsitz ergattern könnte. – Solange diese Aemter-Superkumulation im Schwunge ist, haben wir Junge bei Partei und Politik nichts verloren. Und später, wenn wir, wie man uns vertröstet, dann an die Reihe kämen, ja dann ist's eben zu spät. Unterdessen ist einem der Elan und der Idealismus abhanden gekommen, und man findet, es ginge eigentlich ringer ohne Politik.

So lautete die Antwort meiner jungen Freunde. Was wird die Folge sein? Siehe oben, Karl Jaspers und die Berner Studenten! Die Antwort der ehemaligen Jugendparlamentarier beschäftigt mich. Die Rechnung, die sie mir stellten, geht nicht auf. Etwas stimmt da nicht, und es würde mich eigentlich interessieren, was Nebelspalterfreunde, die mitten in der Politik drin stehen, davon denken. Darf ich ein Echo erwarten? Ich glaube, unsere Schweizerjugend wartet darauf. Wir müssen ihr eine Chance geben.

Gut im Pfiff

Es gibt Tage, da ich tüchtig pfeife, auch auf mich, und zwar besonders gut, und dabei dann selber nicht begreife, daß man öffentlich das nicht viel öfter tut.

Klingt es noch so kühn und unbescheiden: Ich bin pfeifend sozusagen ein Benny Goodman, Mozart oder Haydn, musikalisch also badestuberein.

Unterm harten Wasserstrahl der Dusche achte ich, den Körper eingeseift, streng darauf, daß ja ich nichts verpfusche, sondern daß es höchst harmonisch aus mir pfeift.

Sei es forte oder eher stiller: Der Tartini ist in mir erwacht, und ich wette, daß mein Teufelstriller auf die frommsten Engelscharen Eindruck macht.

Nebenbei, damit ich's nicht vergesse: Pfeifen ist nicht etwa ordinär, vielmehr (von Radecki oder Hesse geschrieben schon hierüber) vornehm, aber schwer.

Gut im Pfiff – soll's gut im Strumpf wohl heißen? – möchte alle, dies gilt allgemein, die der heitern Pfeifkunst sich befleißigen und auch auf sich selber pfeifen können, sein.

Ich bin, was ich früher nie begriff, dann erst gut im Strumpf, wenn gut im Pfiff.

Fridolin Tschudi